

26. Juli 2009, 9.45 Uhr im Kleinbus nach Tschernobyl

Um halb neun Uhr setzt mich der Taxifahrer vor dem Hotel Opera ab, nachdem er mich von meinem Hotel RUS durch den Berufsverkehr von Kiew kutscherte. In der Lobby ist der Treffpunkt für meine Fahrt nach Tschernobyl. Unser Fahrer Dimitri kommt um 8.45 Uhr: ein ungepflegter 50-Jähriger in ausgewaschenem T-Shirt und brauner Hose. In einer ersten Geste stopft er sich die Taschen mit den Süßigkeiten aus der Bonbonniere an der Rezeption voll. Obwohl der Concierge neben ihm steht, greift er gleich mehrmals zu, soviel er mit seiner Hand fassen kann.

Mit mir steigen acht tschechische Jurastudenten, fünf Männer und drei Frauen, alle Anfang 20, in den Kleinbus. Dimitri fährt seit über 20 Jahren die Strecke Kiev-Tschernobyl, anfangs für die Regierung, dann für private Unternehmen. Vor der Strahlung hat er keine Angst: „Man sieht ja nichts von der Radioaktivität! Wovor sollte ich mich also fürchten!“ Und seine beiden goldenen Schneidezähne blitzen in der Sonne mit dem Lachen auf.

Kurz spreche ich in Englisch mit einem der Studenten, frage ihn nach seinen Motiven, Tschernobyl und Prypjat zu besichtigen. Seine Antwort gibt mir Hoffnung, dass nicht alle Jugendlichen gleichgültig oder ignorant gegenüber der Geschichte und ihrer Zukunft sind: „Die Fahrt nach Tschernobyl ist für mich ein Höhepunkt der 14-tägigen Reise durch die Ukraine. Dort möchte ich mit eigenen Augen sehen, was aus einer Stadt wird, die durch eine Reaktorkatastrophe verwüstet und unbewohnbar wurde. Und ich will begreifen und erleben, zu was Menschen fähig sind... Wenn sie mit einer Technik hantieren, die sie nicht beherrschen.“

Und während wir auf einen weiteren Katastrophen-Touristen, einen Kanadier warten, der schlicht verschlief, komme ich mit einer Studentin ins Gespräch. Sie arbeitete und bereiste bereits die USA und England. Und jetzt studiert sie in Belgien Europäisches Recht an der Bucerius Summer-School: „Natürlich hat jedes Land sein eigenes Rechtssystem. Und es wäre verlorene Zeit für mich gewesen, hatte ich in Antwerpen nur belgisches oder niederländisches Recht studiert. Doch wir lernten auch viel über europäisches Recht. Und, was mich besonders interessiert, viel über die internationalen Menschenrechte. Später würde ich einmal bei einer NGO, einer Nicht-Regierungsorganisation arbeiten.“ So erzählt sie mir mit ihren leuchtend braunen Augen, die mich klar, offen und voller Energie ansehen. Und dabei noch von einem Lachen und Heiterkeit umspielt sind. Eine attraktive, junge Frau. Ich hoffe, sie behält sich ihren Mut und ihr Engagement ein Leben lang! Wie anders klang doch dagegen der Kleinmut und die Resignation meines Taxifahrers, der mich heute Morgen vom Hotel RUS zum Hotel Opera kutscherte: mit jeder Geste, seiner ganzen Haltung und jedem Wort brachte er zum Ausdruck, dass man doch nichts ändern kann: „Nur einmal im Jahr, zum Jahrestag der Reaktorkatastrophe, ist Tschernobyl für die Menschen noch ein Thema. Ansonsten haben sie andere Probleme: die Wirtschaftskrise, die Angst um ihren Job. Oder wo sie etwas zum Essen herbekommen. Tschernobyl ist für die Menschen in der Ukraine kein Thema mehr.“

Der Kanadier bekennt sich vor mir als Banker, der in Kiew für eine in London ansässige Großbank arbeitet. Er ist der Kernkraft gegenüber kritisch eingestellt. Will sich selbst ein Bild von den Verwüstungen in Tschernobyl machen. Und rät mir, Gold zu kaufen. Denn dessen Kurs wird noch viel höher steigen, „bis auf 5.000 oder 6.000 Euro in den nächsten Jahren. Denn es wird viel zu viel Geld in das System gepumpt.“, so seine Prognose. Und er hofft, dass die Chinesen mehr Einfluss auf die internationale Wirtschaft nehmen, „denn die sind die geborenen Händler. Die können besser mit Geld umgehen als wir im Westen. Die hätten niemals zugelassen, dass es zu einer weltweiten Wirtschaftskrise wie im vergangenen Jahr kommt.“. Sein Habitus und seine hellbraun glänzenden edlen Lederschuhe verraten mir, dass sein Büro in den oberen Etagen der Bank liegen muss. Und ich frage mich, ob die Wirtschaftswissenschaft eine Wissenschaft ist, oder doch mehr von Glaube und Überzeugungskraft gelenkt wird. Und wie steht es mit den Ingenieurwissenschaften? War doch der ursprüngliche Titel *ingenarius* einzig und allein auf die Herstellung und Wartung von Waffen beschränkt. Erst im 17. Jahrhundert gewann der *Ingenieur* jene Bedeutung, wie wir sie heute kennen. Vielleicht ist gar auch die Ingenieurwissenschaft mehr von Glaube und Optimismus getrieben denn von Wissen und Gewissheit. Zumindest zu einem nicht zu vernachlässigendem Teil. Sie war in allen Zeiten mehr als nur angewandte Mathematik mit einer Prise Physik.

Die Fahrt im Kleinbus geht zügig Richtung Norden. Alte Frauen sitzen am Straßenrand. Vor ihnen, auf schmalen Tischen oder einfach auf Tüchern ausgebreitet, liegen Äpfel, Wassermelonen und Gläser voller Heidelbeeren. Gerade in den Beeren reichert sich die Radioaktivität an. So gerne ich diese Waldfrüchte esse, hier verkneife ich mir deren Genuss.

Hinter Ivankov zweigen wir an einem Kreisverkehr von der Hauptstraße ab. In seinem Zentrum liegt ein über drei Meter hohes und acht Tonnen schweres, weißes Beton-Ei. Es ist ein Monument, gestaltet von den deutschen Künstlern Armin Kolbli und Manfred Sturm. Zum Jahreswechsel 2000 wurde es hier aufgestellt, als Symbol der Fruchtbarkeit und des Lebens. Es enthält über 2.000 Briefe und Bilder mit Botschaften von Schulklassen, Kindern, Familien und Alleinstehenden, die an zukünftige Generationen gerichtet sind. Denn erst in 1.000 Jahren soll das Ei geöffnet werden, so dass unsere Nachkommen erfahren, worüber wir Menschen uns heute Gedanken machten.

„Jeder Gedanke ist Energie, die durch die Zeit wirkt und stets das Bewusstsein scharfen soll, mit unserem Handeln die Welt so zu gestalten, dass diese für spätere Generationen noch lebenswert ist. Die Gedanken im Jetzt sind der Samen für das, was wird. Hiermit soll der Puls gezeugt werden, den unsere Nachfahren noch fühlen können“, sagte der Künstler Kolbli über sein Werk.

Wenn denn sich die Menschen dieser Tatsache nur stets bewusst wären...

Jetzt sind es nur noch wenige Kilometer bis zur gesperrten Zone. Ich stelle mir vor, wie Ende April 1986 Tausende von Bussen über diese Straße die Menschen von Prypjat aus der Todeszone brachten.

Heute stehen Störche in den bereits abgeernteten Feldern. Während sich auf anderen noch das Korn im Wind wiegt. „So nah bei Tschernobyl...“, denke ich. Dabei liegen in der Ukraine viele Flächen brach. Doch hier, in unmittelbarer Nähe von Tschernobyl, steht üppig das Getreide.

Die Straße, deren einziges Ziel Tschernobyl ist, zeigt sich in einem erstaunlich gutem Zustand. Nur vereinzelt säumen windschiefe und verfallene Häuser den Weg.

Tschernobyl, das russische Wort für Wermut. Schon seit alten Zeiten gilt der Wermutstropfen als Symbol für Bitterkeit und Trauer.

Ist es Einbildung, oder spüre ich tatsächlich einen metallischen Geschmack im Mund?

11 .00 Uhr, der erste Kontrollpunkt:

Wir erreichen den ersten Checkpoint und dürfen aussteigen: Zwei Betonhäuschen rechts und links der Straße mitten im Nichts, dazwischen eine schiefe, weiß-rot bemalte Schranke. Auf dem Absperrgitter daneben zwei große Schilder: DANGER und STOP sind in ukrainisch und englisch darauf geschrieben. Dahinter räkelt sich ein deutscher Schäferhund mitten auf der Fahrbahn in der Sonne. Ein kleiner „VORSICHT- RADIOAKTIVITÄT“-Aufkleber in Deutsch pappt auf dem Kontrollhäuschen.

Drei pflichtbewusst wirkende Beamte kontrollieren unsere Pässe und die weiterer Touristen in den zwei Kleinbussen, die vor uns den Checkpoint erreichten. Es scheint ein gutes Geschäft mit der Katastrophe zu sein.

Und falls doch was schief geht, so steht vor der Schranke, seitlich in der Wiese eine etwa 50 Zentimeter hohe Marienstatue unter einer goldenen Kuppe, die sie wohl vor Regen - und auch vor Radioaktivität - schützen soll. Die Mutter Gottes hält ihre Arme schutzbietend vor sich. Oder ist es eine Geste der Hilflosigkeit und der Verzweiflung? Die Blumen rings um sie lassen die Deutung offen.

Nach einer viertel Stunde geht die Fahrt weiter in die Todeszone. Von einem Meter zum anderen, direkt hinter dem Schlagbau, wird es also gefährlich. Davor also besteht kein Risiko?! Fataler Irrglaube, doch irgendwo muss man die Grenze ziehen. Dabei wuchert die Natur hier genau so üppig wie vor dem Schlagbaum, doch die Straße ist nun voller notdürftig geflickter Schlaglöcher.

Hier also beginnt Plutos Reich, wie es die ukrainische Journalistin Elena Filatova treffend beschrieb: „Es ist das Plutonium, das hier für Abertausende Jahre herrschen wird. Es ist extrem giftig und hochgradig chemisch reaktiv. Die Halbwertszeit von Plutonium 239 beträgt 24.000 Jahre. Plutonium wurde benannt nach Pluto, dem Gott des Todes und dem Herrscher der Unterwelt.“

Für mehrere Jahrzehntausende strahlt hier das entfesselte Plutonium. Hier strahlt auch Cesium, Strontium und Americium; zerstören mein Erbgut. Verwandeln durch das Bombardement ihrer entfesselten Teilchen (Teilchen - was für ein niedliches Wort für etwas derart Zerstörerisches, Gewaltiges) meine Zellen, mein Leben, das was mich ausmacht, woraus ich bestehe, in mörderischen Krebs. Meine weißen Blutkörperchen und meine Lymphdrüsenzellen entarten, folgen nicht mehr dem Diktat des Körpers, dem sie dienen und nutzen sollten. Sondern vermehren sich unaufhaltsam. Verbreiten sich im gesamten Körper, fressen sich fest, befallen Organe, nisten sich in Lymphknoten ein - und bringen schließlich jenen um, der sie nährt und versorgt. Ein grausiger Tod, wie ich ihn bei meiner Mutter erleben konnte.

Die Fahrt geht nach wenigen Kilometern in ein Dorf. Viele Häuser stehen leer, doch Menschen passieren vor unserem Sprinter die Straße. Ich erkenne Werkstätten und Betriebe hinter schmutzige Fenstern mit dunklen Gardinen.

Vor einer Baracke, die direkt aus der Sowjetzeit zu stammen scheint, hält der Wagen. Über dunkle, enge Flure und schmale Treppen geht es in ein Büro. Hier bekommen wir eine Einführung von einem abgeklärt, ja

übertrieben cool wirkenden Mitzwanzigjährigem. Sein Name ist Maxim, so stellt er sich vor. Der selbst in dem schummrigen Licht, das durch die schmalen, schmutzigen Fenster fällt und vor denen hohe Bäume stehen, die das Licht schlucken, seine Sonnenbrille nicht absetzt. Seine hellbraune Multifunktionsjacke und die gefleckte Armee-Hose sind bewusst gewählte Accessoires. Auch sein tief in die Stirn gezogenes Cappy passt dazu: Er ist unerschrocken. Wie ein Orden steckt ein zentimetergroßes Dosimeter, ein Radioaktivitätsmesser, über seiner linken Brusttasche seines Hemdes.

Auf einer Karte an der Wand zeigt er uns die gesperrten Gebiete. Und auf einer anderen, die daneben hängt, erkenne ich die immer noch mit Radioaktivität belasteten Gebiete. Viele von ihnen liegen außerhalb der Sperrzone. Die höchsten Werte liegen westlich des Reaktors, dunkelrot bis weit hinter das Dorf Obukhovychi, wo die Babuschka von Anastasia wohnt.

Mit nostalgischem Stolz erklärt uns Maxim, dass die Zone nach der Entscheidung innerhalb von drei Stunden mit Hilfe von 1.200 Bussen evakuiert wurde: „Gut, dass wir damals unter der kommunistischen Regierung lebten. Damit war die Rekrutierung von soviel Bussen in derart kurzer Zeit kein Problem.

Heutzutage würde man selbst nach Tagen nicht einmal mehr 20 Busse zusammen bekommen.“

Und ich frage mich, wer denn wohl heute bereit wäre, unter Lebensgefahr, im Bereich tödlicher Strahlung, zu arbeiten. Strahlentod, Krebs und Schädigung des Erbgutes als Lohn für seinen Einsatz. 800.000 Menschen, sogenannte Liquidatoren oder menschliche Roboter, wie sie sich selbst nannten, verhinderten damals eine noch viel größere Katastrophe. 200.000 unmittelbar nach dem Unglück arbeiteten unter Einsatz ihres Lebens bis Ende 1987 in Tschernobyl, weitere 600.000 in den folgenden Jahren. Die Zahl ist nicht exakt bezifferbar, da nur 400.000 erfasst wurden und auch deren Daten unvollständig sind. Kaum einer von ihnen erfuhr, wie hoch seine tatsächliche Strahlenbelastung war.

Wären die Banker, Börsenmakler, die Porsche-Cheyenne-, BMW- und AMG-fahrer auf der Kreshatik, der Prachtstraße Kiews, wohl heute auch zu dieser Selbstaufopferung bereit? Es gibt Schätzungen, dass ohne den übermenschlichen Einsatz der Liquidatoren halb Europa auf unbestimmte Zeit hätte evakuiert werden müssen. Bergbauspezialisten und Minenarbeiter, die von den Kohlegruben im Donezbecken der Sowjetunion hastig herangekarrt wurden, gruben unter dem Reaktor einen Tunnel, um zu verhindern, dass die Kernschmelze bis zum Grundwasser vordringt. Denn dies hätte eine gigantische Dampfexplosion zur Folge gehabt. Fast alles spaltbare Material wäre damit in die Atmosphäre freigesetzt worden. Anstatt nur jene drei bis vier Prozent, die doch ausreichten, um 2.800 Quadratkilometer unbewohnbar zu machen. Eine Fläche größer als das Saarland. Insgesamt kontaminierte die Reaktorkatastrophe in Europa etwa vier Millionen Quadratkilometer mit Cäsium-137, fast die Hälfte Europas.

Die Kohlekumpel, die der infernalischen Strahlung unter dem Reaktor schutzlos ausgesetzt waren, opferten ihr Leben damit viele andere Menschen diesen GAU überlebten.

Prof. Dr. med. Dr. h.c. Edmund Lengfelder und Dr. h. c. Christine Frenzel schreiben in einer Analyse aus dem Jahr 2006:

„Nach Angaben der Gesundheitsbehörden sind in der Ukraine mindestens 15.000 Liquidatoren gestorben - eingerechnet ist die überdurchschnittlich hohe Zahl von Menschen, die Selbstmord begangen haben. Erheblich über den offiziellen Angaben liegen die Schätzungen der Liquidatorenverbände in den drei Republiken [Ukraine, Belarus und Russland]. Wägt man die Quellen ab, dann sind bis heute 50.000 bis 100.000 Liquidatoren seit dem Tschernobyl-Unfall gestorben. Nach russischen Angaben ist heute ein großer Teil der Liquidatoren invalid und leidet unter anderem an Herz-Kreislauf-Problemen, Lungenkrebs, Entzündungen des Magen-Darm-Bereichs, Tumoren und Leukämie. [...] Von allen Kindern aus dem Oblast Gomel, die zum Zeitpunkt der Reaktorkatastrophe zwischen 0 und 4 Jahre alt waren, wird jedes dritte im Laufe seines Lebens an Schilddrüsenkrebs erkranken. Das sind allein in dieser Region mehr als 50.000 Menschen! Erweitert man diese Prognose auf alle Altersgruppen der zum Zeitpunkt der Reaktorkatastrophe lebenden Menschen im Gebiet Gomel, muss man für die Zukunft alleine dort mit weit über 100.000 Fällen von Schilddrüsenkrebs rechnen.“

Maxim legt mir eine Erklärung vor, dass ich nichts aus der gesperrten Zone mitnehme, dass ich in der Roten Zone nichts trinke und esse. Und auch keine Waffe trage. Und natürlich nicht betrunken bin. Sollte trotzdem irgend etwas verstrahlt werden - von allem, was ich am Körper trage, oder von meiner Foto- und Video-Ausrüstung - kann es ohne finanziellen Ausgleich beschlagnahmt werden. Es gibt auch eine Kleiderordnung: keine offenen Schuhe, keine kurzen Hosen und keine kurzärmeligen Hemden. Und natürlich kann ich für Folgeschäden und mögliche Erkrankungen niemanden zur Verantwortung ziehen. Gehorsam unterschreibe ich.

Als wir von dem Gelände der Baracke fahren, passieren wir ein Hotel, falls jemand bis zu drei Tagen hier auf dem Gelände verbringen möchte. Der Preis ist moderat, erklärt unser Guide: „45 Euro für ein Zimmer inklusive Frühstück. Bis zu drei Personen können sich ein Zimmer für den Preis teilen.“ Immer noch viel Geld für eine Unterkunft mit dem Flair einer Bretterbude. Und wer möchte schon seinen Urlaub hier verbringen... doch wie überall auf der Welt: Die Nachfrage bestimmt das Angebot.

Und Maxim erzählt, dass immer noch bis zu 4.000 Menschen in Tschernobyl leben und arbeiten, davon 3.500 allein in dem Atomkraftwerk. Der Rest sind Waldarbeiter, Polizei, Feuerwehr, Verwaltung, Köche, etc.

Wir fahren Richtung der Sewjetskaja-Hauptstraße. Mehrgeschossige Häuser säumen den Weg, einige davon stehen leer, die Fenster vernagelt. Andere sind zu meiner Überraschung noch bewohnt, wie das drei Stockwerke hohe Verwaltungsgebäude. An seiner Außenmauer ist eine Digitaluhr mit grün leuchtenden Ziffern angebracht. Allerdings misst dieses Instrument, wohl als einziges auf der Welt, nicht die Zeit, sondern den Strahlungslevel. Heute sind es 230 Mikroröntgen. Direkt gegenüber steht eine überdimensionale Lenin-Statue, schließlich hieß die Atomanlage von Tschernobyl offiziell „Lenin-Kraftwerk“. Mit stolzem Blick schaut Lenin direkt auf die Röntgen-Uhr, kann sich ihrer Anzeige nicht entziehen. Ist es seine Strafe? Oder soll sie ihn mahnen und warnen?

Am Ende der Hauptstraße stehen drei Fahrzeuge auf einem fußballgroßem Feld, die während der Katastrophe im Einsatz waren: ein LKW, zwei Panzerwagen. Davor ein kleines Schild: Vorsicht Radioaktivität. Allerdings sind diese Wagen nur gering verstrahlt, relativ zumindest. Sie stehen hier gewissermaßen als pars pro toto. Denn der Platz mit den Hunderten, vielleicht Tausenden von Panzern, Bulldozern, Kränen und LKW, die noch heute hochgradig kontaminiert sind, ist seit einigen Jahren nicht mehr für Besucher zugänglich. Und sie wurden vor einiger Zeit meterhoch mit Sand bedeckt. Vielleicht geschah dies nicht nur, um damit stümperhaft vor Strahlung zu schützen. Sondern auch, um so zu verbergen, welches Ausmaß die Katastrophe hatte an Betracht der Armada von Fahrzeugen. Vielleicht aber auch, weil einem sonst bewußt würde, dass in jedem der heute noch tödlich strahlenden Vehikel mindestens ein Mensch als Fahrer saß. Was ist wohl aus ihnen geworden? Die Frage drängte sich wohl vielen auf beim Anblick des Maschinenpark-Friedhofs, der nun vor kritischen Blicken tief unter der Erde verborgen liegt.

Nun stehen hier nur noch die am wenigsten strahlenden aller verstrahlten Fahrzeuge, wie Maxim über den Lautsprecher erklärt. Doch die Dosis ist immer noch gefährlich hoch. Als wir anhalten, klettert vor unser Augen gerade ein Besucher, wohl ein Russe, auf einen der Panzer.

„Das sollte man auf keinen Fall tun! Die Strahlung ist immer noch sehr hoch. Bis zu 4.000 Mikroröntgen pro Stunde.“, warnt Maxim es dem Kletterer gleich zu tun, dabei ist sein Tonfall eindringlich und warnend.

Maxim hält seinen mobilen Radioaktivitätsdetektor in der Größe eines Handys unter den Kotflügel eines der Panzerfahrzeuge. Es zeigt 1.000 Mikroröntgen, das sind 1 Milliröntgen oder 0,001 Röntgen. Langsam steigt der Wert auf 3 Milliröntgen- unsichtbar und lautlos ist die Gefahr.

Doch was bedeutet diese Zahl? Nun, und darin sind sich fast alle Wissenschaftler einig, es gibt keine ungefährliche Dosis von Radioaktivität! Jegliche Strahlung schädigt unser Erbgut: seien es die kosmischen Strahlen, die auf Meereshöhe etwa 1 Röntgen beträgt, verteilt auf 30 Jahre. Oder die natürlich auftretende Radioaktivität mit etwa 2 Röntgen. Oder 3 Röntgen durch die Röntgenstrahlen für diagnostische Zwecke - im Laufe eines Lebens. 1.000 Röntgen töten einen Menschen innerhalb einer Stunde. Unter einer Millionen Menschen erkranken zirka 100 an Krebs bedingt durch die Bestrahlung durch Röntgendiagnostik. Maxim nimmt uns die Angst: Unser Trip durch die Todeszone ist vergleichbar mit einer Stunde Flug durch die Stratosphäre in einem Passagierjet. Aber natürlich nur, falls wir kein hier auf dem Gelände vagabundierendes strahlendes Teilchen einatmen.

Ein Geigerzähler misst alle Arten der Radioaktivität, in Wahrheit stellt dies jedoch einen komplexen Cocktail aus vielen strahlenden Elementen dar. Americium 214 ist ein Bestandteil dieses Cocktails, der unter bestimmten Umständen sogar gefährlicher ist als Plutonium 241, das bei der Katastrophe freigesetzt wurde. Dabei zerfällt Pu 241 über die Jahre in Am 214, das wesentlich mehr der todbringende Gamma-Strahlen abgibt. Gamma-Strahlen können eine Betonwand von einem Meter Dicke oder 20 Zentimeter Blei mühelos durchdringen. Es gibt eine militärische Strahlungsnorm in der Sowjetunion für den Atomkrieg: Nach einer Dosis von 50 Röntgen muss sich ein Soldat aus dem Gefecht zurückziehen, es droht Lebensgefahr. Die Sowjetunion war nie besonders zimperlich mit ihren Soldaten.

Ein trostloser Platz, auf dem die Fahrzeuge stehen. Der Zaun um das Gelände ist rostig und schief. Die Farbe platzt großflächig ab. In der hinteren Ecke des Platzes unter Bäumen steht eine Geschütz aus dem 2. Welt-

krieg. Die Deutschen konnten die Stellung hier nicht halten, doch für einige Jahrzehntausende haben die Ukrainer das Land an Pluto verloren.

„Ab 50 rem kommt es zu Durchfall und Erbrechen, zwischen 100 und 300 rem treten Blutungen und Schleimhautgeschwüre auf; bei 500 rem stirbt die Hälfte der bestrahlten Menschen innerhalb weniger Tage, wobei 200 rem für einige Menschen schon in kurzer Zeit tödlich sind. Das ist individuell ganz verschieden.“, erklärt uns Maxim, nachdem wir wieder im den Bus sitzen. „Aber ab 1000 rem besteht keine Überlebenschance. Im Inneren des Sarkophag haben wir immer noch eine letale Strahlendosis von 4.000 Röntgen. Außerhalb des Sarkophag sind die meisten Orte auf ihre Radioaktivität untersucht. Doch es gibt immer noch sogenannte Hot-Spots mit sehr hoher Strahlung. Beispielsweise im Red Forest, dem Roten Wald. Den kann man nur vom Helikopter aus betrachten.“

Und während unser Guide über die Radioaktivität doziert, fahren wir über eine Straße, in die das Grün von rechts und links über die Fahrbahn wächst. Wie gefrorene Wellen, die bei Flut den Strand überspülen und den Ufersaum immer weiter hinauf laufen. Nur hier ist das Ufer die Straße, bei Springflut. Auch zwischen den aufgerissenen Betonplatten und dem Asphalt reckt sich das Grün empor.

Langsam holt sich die Natur ihr Territorium zurück. Oder um es mit Arthur Schopenhauer zu sagen: „Es gibt nur eine heilende Kraft, und das ist die Natur.“

Hinter dem dichten Grün am Straßenrand erkenne ich eingewachsene, zugewachsene, umschlungene Hütten. Vor deren Fenstern und Türen Bäume wachsen, als wollten sie den Zugang für immer vor uns Menschen verbarrikadieren. Dass auch ja niemand mehr zurück kehrt. Die Natur verteidigt trotzig und verbissen ihr unerwartet besetztes Territorium, das sie mit Plutos Hilfe zurückerobert konnte.

Ein alles verschlingendes Meer aus grünen Sträuchern, Bäumen und Büschen. Dahinter, darunter leer stehende, verwunschene Häuser und Hütten, die Scheiben eingeschlagen. Nach denen die Pflanzen, greifen, sie umwuchern, umschlingen, ja regelrecht verschlingen und assimilieren. Als wären sie schon ein Teil ihrer.

Ein verlassener Ort. Ein verfluchter Ort!

Wir erreichen den Schiffsfriedhof. Ein halbes Dutzend Frachtkähne liegt am Rand des verfallenen Hafens, einige zur Hälfte im Wasser versunken. Andere mit letzter Kraft auf's Ufer gelaufen, das Heck noch von Wasser umspült. Keiner von Ihnen wird jemals wieder auf Fahrt gehen.

Sieht so die Welt nach der Apokalypse aus? So sieht die Welt nach der Apokalypse aus! Und es geschieht hier und jetzt, liegt offen vor mir. Wer Augen hat, kann es sehen.

„Dieser Wasserweg ist nicht abgetrennt, er ist verbunden mit dem Prypjat-Fluß, der in den Dnjebr mündet. „Diese Wasser ist sauber“, so verkündet Maxim zu meiner Überraschung. Und meinem Unverständnis. Er fährt fort: „Doch die Schiffe sind noch immer hochradioaktiv verseucht. Hier war ursprünglich der Hafen und die Werft von Tschernobyl. Nach der Katastrophe wurde mit diesen Schiffen Material angeliefert: Bor, Blei, Ausrüstung zur Bekämpfung der Brände. Danach hat man die Schiffe einfach hier liegen gelassen.“ Maxim erklärt es uns gelangweilt. Wo hätte man die Schiffe auch entsorgen sollen, denke ich. Aus dem Wasser hieven und vergraben wie bei den Fahrzeugen ist mit den Frachtkähnen nicht möglich. Also verrotten sie vor Ort- und geben die Radioaktivität langsam an die Umwelt, an das Wasser ab. Das an Kiev vorbei fließt. In dem die Menschen im Sommer ausgelassen baden. Und woraus die Millionenstadt ihr Trinkwasser bezieht.

Die Fahrt geht weiter, sie führt uns in eine Ansammlung von Häusern, in denen wieder Menschen wohnen. Kurz halten wir, damit Maxim in einem kleinen Laden sich eine Flasche Cola kaufen kann. Unser Wagen steht neben einem Denkmal, ganz aus Beton, das mich an jenes von Iwo Jima erinnert: Am 23. Februar 1945 nahm der Associated Press-Fotograf Joe Rosenthal das Foto Raising the Flag on Iwo Jima auf. Es zeigt, wie eine Gruppe von sechs Soldaten eine US-Flagge auf dem höchsten Punkt der heftig umkämpften Insel, dem Vulkan Suribachi, hisst. Das preisgekrönte Foto ging um die Welt und nimmt einen Platz im kollektiven Gedächtnis der USA ein. Als Symbol für den Sieg über Japan.

Diese Berühmtheit wird das Monument auf dem Gelände von Tschernobyl nicht erreichen. Symbolisiert es doch eine der größten Niederlagen des Menschen und seiner Technik. Und den damit verbundenen sinnlosen Tod Unzähliger. Acht lebensgroß dargestellte Männer schleppen Feuerwehrschräuche, drehen an Pumpen und Schieber, stemmen sich mit all ihrer Kraft einem imaginären Feind entgegen. Einer von ihnen sitzt daneben und lässt resignierend den Kopf hängen - ist er schon vom Tod gezeichnet? Dazwischen, als Symbol für den Reaktor, ein mehrere Meter großes Model des Lüftungsturmes, der immer noch über dem Atommeiler thront. Eine weite Schlaufe aus Beton umfasst die Szenerie, daraus ragen zwei Stelen wohl sechs bis acht Meter gerade in die Höhe. An einer Seite ist eine kleine Platte mit 12 Namen angebracht. Es ist ein Denkmal

für all jene Feuerwehrmänner, die bereits in der ersten Nacht bei der Bekämpfung des Feuers auf dem Dach des Kernkraftwerkes standen. Und dabei alle tödlich verstrahlt wurden. Niemand hatte sie über der Gefahr informiert oder gar gewarnt. Sie waren der Strahlung ungeschützt ausgeliefert.

Allerdings hätte es auch keinen Schutz vor der immensen Strahlung gegeben, die mehrere Meter Blei durchdringt. Und irgend jemand musste die Brände in der Nacht ja löschen, sonst wäre womöglich noch der zweite Reaktor durch den Brand in die Luft geflogen. Das vor mir liegende Denkmal also soll all das Leid und Grauen ausdrücken, dass diese Menschen erfuhren. Und ihrer Opferbereitschaft ein Bild geben. Dieses Denkmal also soll Tschernobyl gerecht werden. Ein Symbol für etwas Unfassbares, Unbegreifliches. „Was für ein vergeblicher Versuch!“, denke ich noch, als wir den Flughafen von Tschernobyl passieren.

„1.900 Helikopter waren hier während der Bekämpfung der Katastrophe stationiert. Sie warfen Sand, Blei, Bor, Dolomit und andere Chemikalien in den offenliegenden Reaktorkern. Damit konnte das Feuer eingedämmt werden und die Temperatur in der Kernschmelze sank dann langsam ab. Viele der Piloten starben den Strahlentod.“. Dimitris Worte klingen routiniert, ohne jegliches Mitgefühl. „Heute steht auf dem verlassenen Gelände ein einziger Helikopter. Und der hat keinen Treibstoff mehr. Sein letzter Flug liegt lange zurück. Die Weltwirtschaftskrise trifft die Ukraine hart, daher ist weder für Wartung noch für Benzin Geld vorhanden.“

Von hier also wurden auch die radioaktiv verseuchten Arbeiter, Feuerwehrleute und Ingenieure ausgeflogen. Einige von ihnen waren derart hoch verstrahlt, dass man in der berühmten Sechsten Klinik in Moskau, wo sie behandelt wurden, die Etage über und unter ihnen wegen der hohen Strahlung evakuierte. Derart stark strahlen *die Menschen*, bevor sie starben. Und trotzdem reisten den Männern ihre Frauen nach Moskau hinterher, verschafften sich Zugang zu der Isolierstation. Ohne Angst. Und doch in der Gefahr, durch die Strahlung, die von ihren Männern ausging, selbst radioaktiv vergiftet und getötet zu werden. Doch sie wollten in den letzten Stunden bei ihren Ehegatten, Geliebten, den Vätern ihrer Kinder sein. Die ihnen während dessen selber den Tod brachten.

Dabei ist der Tod bei einer hochgradigen Verstrahlung die Erlösung von unsäglichem Leid und Schmerz: Zuerst empfindet man einen metallischen Geschmack im Mund. Die Strahlung schlägt Metallionen aus den Amalgamfüllungen.

Die Zunge schwillt an.

Übelkeit und Erbrechen stellen sich ein, Orientierungslosigkeit.

Massiver Durchfall, Darmblutungen mit Wasserverlust folgen.

Die Zellwände der Schleimhäute lösen sich auf. Die Haut löst sich vom Körper.

Manchmal folgt eine kurze Phase der Besserung, die Walking-Dead-Phase, die Phase der Lebenden-Toten genannt wird.

Der Tod tritt schließlich ein nach Fieberdelirien, inneren Blutungen, Koma sowie Kreislauf- und Multiorganversagen.

Pluto hat viele in sein Reich geholt. Und er hat Zeit. ..

Es gibt gegen die radioaktive Verstrahlung keine Therapie. Doch das sind die Schäden bei über 1.000 Röntgen. Darunter gibt es Fehlgeburten, Missbildungen bei Föten, Krebs. Oft lange nach der Bestrahlung: Zum Beispiel stieg die Leukämierate in Hiroshima und Nagasaki nach dem Atombombenabwurf im August 1945 erst ab dem Jahr 1950 an. Tumorerkrankungen haben eine noch längere Latenzzeit und erreichten ihr Maximum erst um 1970, also 25 Jahre nach der Kernwaffenexplosion!

Wir passieren einen weiteren Checkpoint. Diesmal bleiben wir sitzen. Hier liegt ein großer hellbrauner Hund neben dem Kontroll-Gebäude. Mager ist er, und struppig. In seinen Bewegungen und seiner Physiognomie meine ich seine Verwandtschaft zum Coyoten zu erkennen.

Nun also betreten wir Plutos innersten Zirkel:

„Jetzt fahren wir in die Zone mit der höchsten radioaktiven Belastung. Hier müssen wir spezielle Regeln beachten: Bleiben Sie bitte immer auf den Wegen, auf dem Asphalt. Treten Sie nicht auf Moos und in das Grün neben den Wegen. Das gilt besonders in der Stadt Prypjat. Die meisten der Straßen sind sauber. Aber neben der Straße kann die Radioaktivität 5-10 Mal höher sein. Noch haben wir hier 12-18 Mikroröntgen innerhalb des Buses. Wenn wir aber in die Nähe der Atomanlage kommen, dann wird die Radioaktivität ansteigen. Dies geht direkt von der Strahlung des Sarkophag aus und kommt nicht durch die Radioaktivität auf den Straßen oder vom Untergrund. Der Boden ist sauber, es wurde mehr als ein Meter Erde abgetragen. Darüber

kam eine Schicht Isoliermaterial, und dann schließlich Asphalt. Somit strahlt die Gegend direkt um den Reaktor mit 40-60 Mikroröntgen. Aber an manchen Stellen kommen wir noch an die 500 Mikroröntgen. Deshalb können wir uns auch nicht länger als 10 Minuten dort aufhalten." Ich frage mich, wo man wohl die Berge abgetragener Erde vergrub? Damit diese nicht ihre Radioaktivität durch das Regenwasser in die Umgebung, in die Gewässer und Flüsse abgeben.

Auf der 10 Meter breiten Straße wächst kein Grün. Und ich sehe Arbeiter, die die Äste und Bäume am Wegesrand abschneiden. Hell leuchten die frischen Schnittstellen der Bäume. Das Land dahinter ist weit. Und schön. Gräser und Kräuter wachsen hier keinen Meter hoch. Es gibt Wölfe. Wildschweine und Hirsche. Niemand jagt die Tiere, sind sie doch hoch verstrahlt. Doch ich bin nicht sicher, ob nicht manche als Braten in Kiev auf dem Tisch landen. Wer kontrolliert hier schon, woher das Fleisch kommt. Und ob es radioaktiv belastet ist.

Und während wir uns dem Atommeiler nähern, regnet es sich ein: Sturm peitscht die Regentropfen gegen unseren Kleinbus. Für eine Besichtigung von Tschernobyl genau das richtige Wetter, denn bei Regen sinkt die Radioaktivität. Alles, was von oben kommt, ist sauber. Bei trocken-heißem Wetter dagegen wird Staub und Dreck aufgewirbelt. Dann ist die Radioaktivität hier am höchsten.

Was für ein Kontrast: das üppige Grün rechts und links der Straße. Der holprige, mit Schlaglochern gespickte Asphalt. Und die unsichtbare Gefahr, das Grauen, das man nicht sieht, nicht schmeckt. Doch das hier überall lauert.

„Hier stand ein kleines Dorf“, und Maxim deutet auf das Gebüsch neben der Straße. „Einige Monate nach der Katastrophe entschied die Regierung, die Häuser abzureißen, denn die Verstrahlung war hier sehr hoch. Das gleiche passierte mit den Dörfern im Roten Wald. Dort wurden zwei Siedlungen dem Erdboden gleichgemacht. Man wollte nicht, dass die Menschen in ihre Häuser zurückkehren und sich radioaktiv verseuchen.“ Mühsam erkenne ich noch mehrere kleine, drei, vier Meter hohe Hügel, auf denen jeweils ein Radioaktivitäts-Warnschild eingerammt ist.

„Jeder dieser Hügel ist der Rest eines Hauses“, erklärt Maxim. Und ich denke: Krieg! Es ist ein Krieg gegen die eigene Bevölkerung! Kann man so eine Tat mit irgend etwas rechtfertigen? Mit dem Hunger nach Energie? Volk ohne Energie! - Volk ohne Raum! fällt mir dazu ein. Hans Grimm gab 1926 seinem Roman diesen Titel, den die Nationalsozialisten als Parole benutzten, um ihre Eroberungskriege zu rechtfertigen.

„Der natürliche Siedlungsraum des deutschen Volkes ist das Gebiet östlich unserer Reichsgrenze bis zum Ural, im Süden begrenzt durch Kaukasus, Kaspisches Meer, Schwarzes Meer und die Wasserscheide, welche das Mittelmeerbecken von der Ostsee und der Nordsee trennt. In diesem Raum werden wir siedeln, nach dem Gesetz darf das fähigere Volk immer das Recht sich nehmen, die Scholle eines unfähigeren Volkes zu erobern und zu besitzen.“ beschrieb Reichsbauernführer Walther Darre 1936 die deutschen Eroberungspläne. Wo dies endete, wissen wir. Wo unsere Gier nach Energie uns hinführt, kann jeder sehen, der Augen hat. Doch manch einer verschließt sie. Ja, kneift sie fest und verbissen zu! Hier jedoch brennen sich die Schrecken auf meiner Netzhaut ein.

„An manchen Stellen ist hier die Radioaktivität 300 bis 400 Mal höher als in Kiev. Also bleiben sie bitte auf den Wegen und treten sie nicht auf die Erde.“ Wie könnten wir uns abseits der Wege aufhalten, da wir doch im Sprinter durch die Landschaft fahren? Aber irgendwie muss der Guide die Gefahr ja plastisch und greifbar beschreiben.

Ein Haufen Dreck und ein Warnsymbol ist alles, was von dem Dorf übrig blieb. Gründlicher hätte keine Vernichtungsaktion der Wehrmacht sein können. Verbrannte Erde...

Das Dorf hieß Kopachi. Ein Name, den man sich nicht merken wird. Warum eigentlich nicht?

„Es war ein misslungenes Experiment“, erklärt Maxim, „Denn durch die Zerstörung der Häuser wurden große Mengen radioaktiven Staubes an die Umwelt abgegeben und aufgewirbelt. Daher ließ man den Rest der Häuser stehen. Mit dem Abriss hat man mehr Schaden angerichtet als wenn man gar nichts macht.“

Soldaten gingen während der Evakuierung von Haus zu Haus und erschossen alle Tiere: Kühe, Ziegen, Schafe, Hühner, aber auch die geliebten Katzen, die Hunde. Alles, was lebte. Nur die Menschen durften gehen.

Was machte dies mit den Menschen? Was geschieht mit den Menschen?

Immer wieder tauchen wie willkürlich platziert Warnsymbole in der Landschaft auf, die vor extremer Radioaktivität an Hot-Spots warnen.

„Haben Sie die Blechkästen neben der Straße gesehen? Es sind automatische Kontrollsysteme, die die Radioaktivität messen und die Daten weiterleiten nach Tschernobyl.“, erklärt Maxim.

An einem Kriegerdenkmal des 2. Weltkrieges hat ein zynischer Scherzbold dem bronzenen Soldaten eine weiße Atemschutzmaske umgehängt. Das kommentiert Maxim nicht.

Wir kommen dem Atomkraftwerk immer näher: Ein Wald voller eiserner Strommasten weist den Weg. Noch nie zuvor sah ich so viele, so große, so nah beieinander stehen.

Während der Fahrt hält Maxim den Geigerzähler an das Mikrofon in unserem Kleinbus: in rascher Folge tickt es laut und beängstigend aus dem Lautsprecher über mir. Es vermittelt mir und all den anderen Touristen genau jenen Schauer, den man mit seinem Ticket nach Tschernobyl automatisch mit gelöst hat. Und auf den man wohl Anspruch hat, wie Maxim meint. Tick-Tick-Tick, so ist der Rhythmus des Geigerzähler. Pluto gibt den Takt vor.

„Der Kühlturm zu unserer Rechten gehörte ursprünglich zu den Kernkraftwerken Nummer fünf und sechs. Doch diese wurden nie fertig gestellt. Nummer fünf war zu 90 Prozent fertig, als Tschernobyl explodierte. Er sollte im Herbst 1986 angefahren werden. Es fehlten nur noch die Brennstäbe. Und Nummer 6 war zu 80 Prozent fertig gestellt. Ein Jahr nach der Katastrophe sollte es Strom liefern. Man ließ die Baukräne einfach stehen.

Das gesamte Kühlwasser aller drei verbliebenen Kernkraftwerke hier war überhitzt nach der Katastrophe, deshalb wurde dieser Kühlwasserturm noch in Betrieb genommen. Die Ingenieure waren heilfroh, dass sie dieser noch als letzte Rettung zur Verfügung stand. Und sie so die kritische Temperatur in den Kühlwasserbecken der anderen Kraftwerke senken konnten.“ Spricht Maxim jetzt etwas schneller und hektischer als vorhin? Fast kommt es mir so vor. Kann auch er, der Routinier, sich nicht der unsichtbaren Gefahr entziehen?

Unterhalb der Straße liegt der 30, 40 Meter breite betongefasste Kühlwasserkanal, der zu einem 26 Quadratkilometer großen See führt, gefüllt mit Wasser mit der weltweit höchsten radioaktiven Verseuchung. Langsam setzen sich die radioaktiven Nukleide in den Sedimenten ab. Doch letztlich weiß niemand, was die nächsten Jahrzehnttausende mit dem natürlichen oberirdischen Speicher, der abermilliarden Liter radioaktiven Wasser enthält, geschehen soll. Der Wasserspiegel liegt 6 Meter über dem Niveau des Flusses Prypjat, der genauso heißt wie die verfluchte Stadt. Und der in unmittelbarer Nähe des Sees entlang fließt. Anfangs hoffte man, dass man den See einfach austrocknen lassen könnte. Doch am Ufersaum lag bald der feine Sand offen, und der Wind wehte ihn zusammen mit dessen immenser Radioaktivität weit und unkontrolliert über die Felder. Rasch leitete man wieder Wasser aus dem Prypjat ein um den Seespiegel wieder zu erhöhen. Nur abfließen durfte nichts. 1991 wurde der erste Damm gebaut, 1999 der zweite, um das kontaminierte Wasser zurückzuhalten. Doch wenn die Dämme brechen, ergießen sich 26 Quadratkilometer radioaktiv kontaminiertes Wasser in den Dnepr. Eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes wäre die Folge. Davon weiß kaum jemand in Deutschland.

„Europe would be gone!“ kommentiert Maxim die Gefahr. Vielleicht übertreibt er - vielleicht aber hat er auch Recht. Gegen alle Vermutung gibt es Leben in dem See: Welse, Hechte und viele andere Süßwasserfische. Gewiss, manche mit zwei Mäulern, verstümmelt und verkrüppelt. Alt werden sie nicht. Doch das Leben geht weiter. Der Geigerzähler zeigt 0,17 Mikroröntgen in dem Gras vor dem Kühlwasserbecken.

„Das mehrstöckige Gebäude zu unserer Linken wurde gebaut, um den Kernbrennstoff aus den Kraftwerksblöcken Nummer Eins bis Drei aufzunehmen und sicher zwischenzulagern. Es ist eine lustige Geschichte,“ bemerkt Maxim, nicht ohne Zynismus in seiner Stimme. „Die deutsch-französische Firma Framatom, ein Zusammenschluss von Siemens und Areva Nuclear Power, stellte den Bau 2003 fertig. Er kostete über 300 Millionen Dollar. Bezahlt überwiegend mit Steuermitteln der Europäischen Union. Doch als man die ersten Brennelemente einlagern wollte, stellte man zur allgemeinen Überraschung fest, dass man sich vermessen hatte. Die Edelstahlbehälter, Castoren genannt, die die Brennelemente enthalten, sind genau 20 Zentimeter zu groß für die Kammern in dem Bauwerk. Und da das Gebäude aus meterdickem gehärtetem Spezial-Stahlbeton besteht, konnte man nicht einfach die fehlenden Zentimeter ausstemmen. Und es war schlicht unmöglich ob der Strahlung die Brennstäbe aus den Stahlcontainern zu entfernen. Daher steht das Gebäude seit über sechs Jahren unbenutzt hier auf dem Gelände. Niemand weiß, was man tun könnte, um das Problem zu lösen. Und daher ist der nukleare Kernbrennstoff auch noch in den Reaktorblöcken.

Wahrscheinlich muss man ein neues Zwischenlager bauen, denn dieses besteht aus purem Stahlbeton. Das kann man nicht verändern, nicht kleiner oder größer machen. Deshalb konnte aus den verbliebenen Reaktorblöcken die Brennstäbe nicht entfernt und zwischengelagert werden. Doch wir hoffen, bis 2016 das Problem zu lösen.“

Und während die Mitreisenden vor überspielter Verlegenheit und barem Entsetzen leise kichern, frage ich mich, wie dies denn möglich ist. Nach solch einer Katastrophe. Nachdem hunderte Ingenieure, Betriebswirte und Juristen alles geprüft, nachgerechnet und vermessen haben. Um sich schließlich doch zu vermessen. Da-

bei wusste ein jeder von ihnen, dass man nun keinen Fehler mehr machen darf. Ingenieure machen keinen Fehler! Und sich dann doch „mal eben“ um 20 Zentimeter zu vertun. So *sicher* ist also auch nach Tschernobyl die Kernkraft! Glaubt wirklich jemand, es spielt eine Rolle, ob 300 Millionen Euro in den radioaktiven Sand von Tschernobyl sinnlos gesetzt werden. Wo doch alles dutzend Mal abgesichert, gecheckt, geprüft und kontrolliert wurde. Oder durch einen Fehler in der Konstruktion oder der Hybris eines Menschen ein Kernkraftwerk in die Luft fliegt und halb Europa radioaktiv verstrahlt. Bei dem doch alles derart sicher ist, dass sein Chefkonstrukteur und Mitglied der Akademie der Wissenschaft Nikolai Antonowitsch Dolleschal von seiner Sicherheit derart überzeugt war, dass er behauptete, sein RBMK-Reaktor könne direkt auf dem Roten Platz in Moskau gebaut werden. Ohne jegliche Gefahr für die Menschen oder die Stadt. Ich bin sicher, er war felsenfest von seiner Meinung überzeugt. Und sagte dies nicht nur aus Propagandagründen. Er glaubte seinen Worten, hielt sie für wahr. Was auch immer geschehen mochte, er hatte es einkalkuliert.

Im Internet finde ich eine andere Erklärung für die Fehlplanung des Zwischenlagers: demnach standen die in den drei Meter langen Stahlrohren gestapelten Brennstofftabletten jahrelang in großen Wasserbecken und haben sich dadurch mit Wasser vollgesogen. Damit sind die strahlenden Teilchen aber viel mobiler und können mit dem Wasser leichter in die Umwelt gelangen. Wasser kann sogar die Stahlrohre zerstören, wenn es von den Brennstofftabletten erhitzt wird und verdampft. Daher können die Castoren nicht eingelagert werden. Jetzt versucht sich ein US-Unternehmen an der Aufgabe, da Framatom mit den durchnässten Brennelementen nicht zurecht kommt. So beschreibt ein Bericht der WELT vom 24. April 2009 den Grund für den leer stehenden Betonkoloss. Wer hat Recht? Würde Framatom zugeben, dass sie schlicht und einfach falsch gemessen haben? Ist da nicht ein neues und unerwartetes Problem, was dann noch die ukrainische Bedienmannschaft zu verantworten hat, die elegantere Erklärung für den 300 Millionen Fehlschlag?

Doch siehe da: Auf der Seite der Germany Trade Invest GTI, der neuen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland für Außenwirtschaft und Standortmarketing, finde ich eine andere Erklärung. GTI ist durch die Zusammenführung der Bundesagentur für Außenwirtschaft und der Invest in Germany GmbH zum 1. Januar 2009 entstanden. Hier hört sich das doch eher nach 20 Zentimeter Fehlplanung an: „Der im Jahre 1999 geschlossene Kontrakt zwischen der ukrainischen staatlichen Gesellschaft "AKW Tschernobyl" und der französischen Firma Areva NP (ehemals: Framatome) über den Bau eines Lagers für abgebrannte Brennelemente aus AKW-Reaktoren wurde im April 2007 aufgelöst. Zur Begründung hieß es, bei den Partnern gebe es Meinungsverschiedenheiten über die Projekt-Dokumentation. Die ukrainische Seite ließ verlauten, Areva habe Fehler bei der Projektierung gemacht. Die Franzosen hielten dagegen, die Gesellschaft "AKW Tschernobyl" habe falsche oder ungenaue Ausgangsdaten geliefert. Zur Fehler-Beseitigung würden im Laufe der kommenden drei bis vier Jahre zusätzliche Mittel im Umfang von 70 Mio. US\$ benötigt.“

Lügt also die WELT? Ließ sie sich einspannen von Framatom, um in der Öffentlichkeit gut da zu stehen? Was also ist die Wahrheit wert, auch nach einer Reaktorkatastrophe? Oder gerade bei einer Reaktorkatastrophe? Und diese Frage gilt nicht nur für die Presse unter einer kommunistischen Zentralregierung, sondern auch in unserer doch so freien und unabhängigen demokratischen Welt! Nicht nur im Krieg stirbt die Wahrheit zuerst.

Die niemals Strom transportierenden Hochspannungsmasten sind derart hoch verstrahlt, dass man sie nicht abbauen wollte und konnte. Man wartet einfach darauf, dass sie irgendwann kollabieren, erklärt uns Maxim. Und ich frage mich angesichts der Dimensionen: der fast fertig gestellten und nie in Betrieb genommenen Reaktorblöcke 5 und 6, der Endlager, der verstrahlten Fahrzeuge, der brachliegenden Wälder und Felder, der verlassen Städte und Dörfer, der Kosten für die Behandlung hunderttausender Strahlenkranker, und der Toten - welchen volkswirtschaftlichen Schaden die Reaktorkatastrophe wohl verursachte. Es müssen Billionen von Euro sein. Das Leid der Menschen kann man nicht in Zahlen fassen.

Aus der Gischt des Regens taucht der charakteristische Entlüftungsturm des 4. Reaktorblockes auf.

Wir kommen dem entfesselten und mühsam gebändigtem Monster immer näher. Schließlich hält unser Wagen keine 100 Meter vom Reaktor entfernt. Der Regen prasselt auf mich nieder. So wie Ende April 1986 die radioaktiven Strahlen auf die Liquidatoren. Allerdings ließen diese sich nicht von Goretex aufhalten. Nicht einmal durch die Bleiwesten, die hastig organisiert wurden, sondern sie durchschlugen die Körper, die Zellen, die DNA, wie eine Gewehrkegel, die durch ein Blatt Papier fährt.

Hier und jetzt fotografieren sich die Studenten gegenseitig, dabei halten sie den Geigerzähler von Maxim vor die Linse, der Reaktor im Hintergrund, sie dazwischen. Auf der Skala leuchten die Zahlen auf: 0,4...0,5...0,6

Mikroröntgen. Sie lachen dabei. Das Denkmal mit den zwei schützend um den Reaktor gehaltenen Händen will eine andere Geschichte erzählen.

Rostigen Stahlplatten, schiefe Gerüste, verwaschener Beton umschließen die immer noch tödlich strahlende Uran- und Plutoniumglut. Vor zwei Jahren wurde der Vertrag für einen weiteren Sarkophag mit der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung unterschrieben. 505 Millionen Dollar werden bereit gestellt, um in einigen Hundert Meter Entfernung vom Reaktor einen weit über 100 Meter hohen stählernen Hangar zu bauen, der dann auf Schienen über den gesamten strahlenden Reaktor geschoben werden soll. Viele technische Fragen sind noch ungelöst. Noch immer besteht der Gefahr, dass der bestehende, undichte provisorische Beton-Sarkophag kollabiert und mit seinen dann freigesetzten radioaktiven Elementen erneut die Umwelt großflächig verstrahlt. Doch bis 2016 soll die dringend benötigte Hülle fertig sein. Dabei vergleichen Experten das Projekt mit dem US-Mondprogramm: Niemand hat je zuvor eine so gewaltige Konstruktion in einem radioaktiv verseuchtem Gebiet errichtet. Ein Aufbau direkt über dem Reaktorblock 4 verbietet sich auf Grund der hohen Strahlung. Die Ausschreibung gewann das französisch-deutsche Baukonsortium NOVARKA. Schon jetzt weiß man, dass die Kosten für die Planung, Ausführung und Wartung weit höher als die halbe Milliarde Dollar sein werden. Doch man fängt erst einmal an. Woher der Rest kommt, wird sich schon irgendwie finden...Prinzip Hoffnung gilt also immer noch. Hauptsache, man vertut sich nicht wieder um 20 Zentimeter. Auch ein Desaster ist ein prächtiges Geschäft. Die neue Konstruktion soll dann rund 100 bis 200 Jahre halten. Nicht lange, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass die Halbwertszeit von Plutonium 24.000 Jahre beträgt. Und von den ursprünglich 190 Tonnen Kernbrennstoff befinden sich noch 96 bis 97 Prozent innerhalb des Sarkophags.

Doch was geschah in jener verhängnisvollen Nacht? Wie kam es zu der Katastrophe?

Es ist die Hybris des Menschen zu glauben, dass etwas Großes, Elegantes, Gewaltiges, das man eigenhändig geplant, konstruiert und schießlich gebaut hat, für das man ausgebildet, trainiert, konditioniert wurde, sich nie und nimmer gegen einen selbst und unmöglich gegen viele andere richten kann.

Davon war der Schiffbau-Ingenieur Alexander Carlisle, der die Titanic plante, genauso überzeugt, wie der Bauingenieur Carlo Semenza, der die Vajont-Staumauer in Nordosten Italiens konstruierte. 2.000 Menschen starben, als eine Bergflanke in den See stürzte und die Staumauer überflutete- wie von vielen, u.a. seinem Sohn, vorhergesagt.

Dem Airbus-Kapitän Wolfgang Arminger ging 20 Kilometer vor Wien der Sprit aus, und doch gelang ihm die fliegerische Meisterleistung, die Maschine im Segelflug zu landen. 150 Menschen entgehen um Haarsbreite ihrem Tod. Dabei war sich Arminger so sicher, SEINE Maschine zu kennen - besser als der Copilot, mit dem er sich stritt und der vergebens darauf bestand, einen näher gelegenen Flughafen anzusteuern. Besser auch als all die elektronischen Anzeigen, akustischen Warnsignale und optischen Alarmleuchten.

Und auch mein Stiefvater Georg konnte sich nicht vorstellen, dass SEIN Chemiewerk ihn einmal umbringen würde. Schließlich hatte er sich dafür aufgeopfert, sein Leben lang dafür und damit gearbeitet. War stolz darauf Zeit seines langen Arbeitslebens nur insgesamt eine Woche krank gewesen zu sein. Um schließlich als Rentner an Nierenkrebs, einer typischen Chemiewerkerkrankung, zu sterben.

Nur selten ist bei Katastrophen Vorsatz oder Absicht im Spiel. Die meisten Menschen lieben ihre Welt. Doch die Wenigen, deren Neugier, Spieltrieb und auch Zerstörungswut ausgereift ist, reichen, um die Welt an den Abgrund- und darüber hinweg - zu führen. Wohl kaum jemand hat dies so deutlich gezeigt, wie der dänische Künstler Marco Evaristi. In der Ausstellung „Zerstörte Welten“ ließ er in zehn Standmixern jeweils einen Goldfisch schwimmen. Die Schalter konnten von den Besuchern ad libitum eingeschaltet werden. Und es war allen klar, was dann mit den Goldfischen passiert. Ihr Leben lag also in der Hand der Betrachter. Doch schon bald waren alle Fische tot. War es Neugier? Spieltrieb? Mord? Lust am Untergang? Den Fischen konnte es egal sein!

In Tschernobyl waren drei Menschen die Hauptakteure in dem Szenario des Untergangs:

Der 55-jährige Anatoli Djatlow, stellvertretender Chefingenieur des Reaktors, ist an diesem Abend leitender Techniker.

Alexander Akimow ist Leiter der Nachtschicht für Reaktor 4, 33 Jahre.

Leonid Toptunow ist Reaktoroperateur, gerade einmal 26 Jahre alt.

Wo ist der Beginn der Katastrophe zu suchen? Im Internet finde ich die Informationen:

Ein Sicherheitstest stieß letztlich das Tor zur Hölle auf. Eigentlich war dieser Sicherheitstest zwingend vorgeschrieben, bevor ein Kraftwerk in Betrieb geht. Aber getreu Lenins Formel vom Kommunismus als „So-

wjetmacht plus Elektrifizierung" treibt das Politbüro in Moskau sein Atomprogramm mit Hochdruck voran. Und so nahm Ende 1983 der Reaktorblock 4 seinen vollen Leistungsbetrieb auf. Ohne den Test. Und als erster Reaktor, bei dem es zu keinen Verzögerungen bei der Inbetriebnahme kommt. Im Gegenteil: Anfang März 1984 wurde berichtet, dass der Block 4 des KKW Tschernobyl mit 1000 MW elektrischer Leistung zwei Monate früher als geplant seinen kommerziellen Betrieb aufgenommen haben- vollkommen im Gegensatz zu den meisten anderen Kernkraftwerksblöcken der UdSSR, bei denen es zu Verzögerungen beim Bau gekommen war. Es gab satte Prämien und Gratifikationen für die Ingenieure, Mitarbeiter und Vorgesetzten. Der Wunsch der „Übererfüllung" führte zu Beschneidungen und Verschiebungen in dem festgelegtem Testprogramm. Und das sollte nun mit fast zweijähriger Verspätung nachgeholt werden.

Am 25. April 1986 soll die Stromversorgung im Notfall simuliert werden. Das Szenario: Die Turbinen bekommen wegen eines Lecks keinen Dampf und gleichzeitig fällt die Hauptstromversorgung aus. Reicht der Schwung der riesigen Turbinen aus, um die Kühlpumpen mit Strom zu versorgen, bis die Notdiesel anspringen. Diese Frage sollte der Test klären.

Wenn also der bislang fehlende Versuch vor dem 1. Mai, dem Tag der Arbeit, erfolgreich durchgeführt wird, winkten erneut Erfolgsmeldungen in den Nachrichtensendungen und damit Aufbesserungen der mauen Gehälter.

Am 26. April gegen 1.00 Uhr morgens begann der Versuch: die Ingenieure fuhren den Reaktor langsam herunter. Alles normal, alles kein Problem. Doch langsam, schleichend und tückisch begann das Finale. Wie bei einem gut organisiertem Schachspiel setzte Pluto seine Figuren: Zuerst an scheinbar unwichtiger, unbedeutender Stelle, wiegt er die Mannschaft in Sicherheit. Mittags gegen 13.00 Uhr betrug die Leistung noch 50 Prozent. Doch jetzt der erste unvorhergesehene Moment: Die Stromlastverteiler-Zentrale in Kiew ordnet an, dass der Reaktor weiter Strom liefern muss, da eine Firma in Kiew überraschend viel Strom verbraucht.

Wenn aber ein Reaktor mit halber Kraft läuft, bildet sich in seinem Inneren Xenon-135. Auf den Reaktor wirkt dieses Edelgas wie Gift: es hemmt die atomare Kettenreaktion. Um weiterhin Energie zu produzieren, muss die Bedienungsmannschaft fast alle Steuerstäbe aus dem Reaktor heraus ziehen. Zum Verständnis: In dem Reaktor befinden sich mehr als 1.600 der fingerdicken Brennstoffstäbe mit angereicherten Uran. Die Steuer- oder Absorberstäbe aus Borcarbid werden von oben in den Reaktorkern eingefahren. Je tiefer sie eingefahren sind und je mehr zwischen den Brennstoffstäben stecken, desto mehr Elektronen fangen sie ab und desto geringer ist die Leistung des Reaktors. Ihre, den Atomprozess bremsende Wirkung, kann man mit der von

Xenon 135 vergleichen. Nur das radioaktive Xenon-Gas kann man nicht nach belieben entfernen, einmal gebildet verbleibt es für längere Zeit im Reaktor. Will man also nun die Leistung des Kraftwerkes wieder hochfahren, muss die Mannschaft fast alle Steuerstäbe aus dem Reaktor fahren. Dabei wurde die zulässige Minimalgrenze von 28 bewusst unterschritten. Bis zum späten Abend gelang es, den Reaktor trotz der Xenon-Vergiftung stabil zu halten und die geforderte Strommenge nach Kiew zu liefern.

Um 23.00 Uhr erschienen Toptunow, Akimow und Djatlow im Leitstand zur Ablösung. Ihre Nachtschicht begann. Es herrscht Ferienlaune. Der April ist mild und sonnig. Die Zeitung „Isweta" hat für Kiew freundliche 22 Grad vorhergesagt. Das Wochenende mit dem Feiertag des 1. Mai steht vor der Tür.

Verspätet soll nun endlich der Test stattfinden. Die Tages-Mannschaft räumt den Kontrollraum in Erwartung, dass am nächsten Morgen der Erfolg gemeldet wird.

Doch dem gequälten und mit Xenon vergifteten Reaktor geht die Puste aus: Toptunow will den Reaktor langsam weiter runter fahren, doch binnen Minuten stürzt die Leistung des Reaktors auf wenige Megawatt ab. Djatlow, der Chef, tobt: „Nichtsköner!", brüllt er, „ihr lasst das ganze Experiment platzen!"

Im Inneren des Reaktors entsteht jetzt statt Wärme immer mehr radioaktives Xenon. Und je mehr sich davon bildet, desto schwieriger wird es, die Kettenreaktion des Uran 235 wieder in Gang zu bringen. Akimow weiß, dass es nur noch zwei Möglichkeiten gibt: Den Reaktor für mindestens einen halben Tag abschalten, damit das kurzlebige Xenon wieder zerfällt - so schreiben es die Handbücher vor. Oder Vollgas geben: Die Absorberstäbe so weit wie Möglich rausziehen, damit der Reaktor trotz des Xenons wieder anspringt. Ein riskantes Manöver. Akimow und Toptunow machen einen Versuch, ihren Chef zu überzeugen, das Experiment abzublasen. Aber Djatlow schreit: „Wenn ihr es nicht macht, dann eben ein anderer." Er übernehme die Verantwortung. Schließlich kenne er seinen Reaktor. Das Argument, voller Wut vorgetragen, wirkt: Langsam manövriert Toptunow an seinem Regler per Handschaltung die Steuerstäbe aus dem Kern. Nur noch 18 der insgesamt 211 Absorber bleiben eingefahren. Viel zu wenig - und viel weniger als die minimal erforderlichen 28 Steuerstäbe. Sowohl Akimow als auch Toptunow, die beide das Experiment abrechnen wollten, wagen keinen weiteren Widerspruch und fügen sich den Anweisungen Djatlows. Doch dieser macht alles nur noch schlimmer: Der verringerte Dampfdruck und der niedrigere Wasserstand hätten normalerweise die Notabschaltung des Reaktors zur Folge. Schichtleiter Akimow blockiert auf Anordnung seines Vorgesetzten

Djatlow das automatische Sicherheitssystem für diese Parameter. Er klemmte zuvor noch alle Notabschaltknöpfe ab, um den Test ungestört durchführen zu können. Und das, obwohl sich der Reaktor zu diesem Zeitpunkt in einem nicht steuerbaren, explosionsgefährdenden Zustand befand! In diesem kritischen Moment hätte eine Explosion des Reaktors noch durch den sofortigen Abbruch des Experimentes und durch Einschalten des Notkühlsystems durch die Dieselstromgeneratoren noch verhindert werden können. Die Chance wurde vertan. Pluto eröffnet es die Chance auf ein erstes „Schach!“.

Währenddessen beobachtet Akimow arglos, wie die Leistung des Reaktors wieder steigt. 20 Megawatt, 50 Megawatt... Zu langsam. Die Absorberstäbe sind ausgefahren und das Uran müsste volle Leistung erbringen. Aber es liefert einfach nicht. Gegen 1 Uhr erreicht die Anlage mühsam 70 Megawatt anstatt mehrere hundert Megawatt.

Der Reaktor wird nun bis zu seiner Belastungsgrenze gequält. Und jetzt beginnt auch noch der Test!

Über die letzten Bedenken von Akimow als auch Toptunow setzt sich Djatlow mit den historischen Worten hinweg: „Etwas beweglicher, meine Herren! Noch ein, zwei Minuten und alles ist vorbei!“ Diese Worte veraten entweder eiserne Nerven oder totale Unfähigkeit, den Ernst der Situation zu erkennen. Es ist 1:22:30 Uhr Samstag der 26. April 1986. Eine Minute und 30 Sekunden vor der Katastrophe.

Leitstandmaschinist Igor Kerschenbaum schaltet um 1.23 Uhr das Drosselventil für die Dampfzufuhr zur Turbine 8, die daraufhin ihren Lauf verlangsamt. Doch mit der Restenergie ihres Auslaufens liefern sie immer noch den Notstrom, der die Wasserpumpen mit Energie versorgt. Eine Notkühlung wäre gewährleistet. Wenn...

Die Ereignisse überschlagen sich nun. Im Reaktorkern beginnt das Wasser zu sieden. Dampf entsteht, der die Wärme schlechter ableitet, so dass sich die Uranstäbe weiter erhitzen, was wiederum die Kettenreaktion beschleunigt. Noch mehr Hitze entsteht, die nicht entweichen kann. In diesem Moment hätte das Notabschaltssystem für den Reaktor wirksam werden müssen. Doch das ist durch Akimow blockiert. Zwar ausdrücklich verboten laut Betriebsanleitung und auch im Plan für das Experiment nicht vorgesehen. Zu diesem Zeitpunkt war jedoch der Reaktor schon verloren, ganz gleich, was nun noch geschah. „Schachmatt!“, auch wenn es noch einige Züge dauert, bis auch die Ingenieure im Kontrollraum sich dessen bewusst werden.

Denn selbst wenn jetzt die Notabschaltung noch funktioniert hätte wäre der Reaktor sogar wenige Sekunden früher in die Luft geflogen. Hier offenbart sich ein schwerer Konstruktionsfehler der komplexen Anlage: Werden die Steuerstäbe zu rasch in den Reaktor eingefahren, erhöhen sie kurzfristig gar dessen Leistung anstatt sie zu verringern.

Mit steigender Temperatur des Reaktors steigt dessen Reaktivität, das heißt, die Energieproduktion - die jedoch nicht mehr abgeführt, nicht mehr gebändigt werden kann. Toptunow bemerkt diesen Leistungsanstieg als erster und schlägt Alarm: „Wir müssen den Reaktor sofort mit dem Havarieschutz abschalten...die Leistung steigt gefährlich an!“ Schichtleiter Akimow zögert. Kann er sich über den zuständigen Ingenieur Djatlow hinwegsetzen? Die Situation spitzt sich zu, die Kettenreaktion wird immer heftiger, und nach kurzem Bedenken löst der Schichtleiter den Havarieschutz aus, um den Reaktor abzustellen - nur 36 Sekunden nach Beginn des Versuches. Toptunow drückt die Notabschaltung des Reaktors. Nun werden die Steuerstäbe in den Reaktor eingefahren, was jedoch zu langsam erfolgt. Und jetzt kommt noch der entscheidende Konstruktionsfehler des Reaktortyps zum Tragen: Die Spitzen der Steuerstäbe bestehen aus Graphitstangen - diese sollen normalerweise die Neutronenbilanz verbessern, solange der Reaktor unter Vollast läuft und damit weniger Xenon produzieren. Doch lösen sie eine kurzfristige Anheizung der Kettenreaktion aus. Die Notbremse wird somit zum Gaspedal. Zuerst erreichen die Spitzen der Steuerstäbe die aktive Zone. Und zwar genau in dem Moment, in dem dort das Kühlwasser aufkocht und es damit zu einem kräftigen Reaktivitätsschub führt. Dies war der letzte Tropfen, der den gequälten Reaktor zum Überkochen brachte.

In dem Kontrollraum flackern nach dem Drücken der Notabschaltung die Anzeigen für die Absorberstäbe flammend rot auf. Entsetzt blicken alle auf die Anzeigen, denn sie wissen, was dies verkündet: Die Stäbe sind nach nur zwei Meter stecken geblieben - fünf Meter zu früh. So können sie ihre den Reaktor bremsende Wirkung nicht entfalten. Akimow stürzt zum Schaltpult und entriegelt die Stromversorgung der Magnetaufhängungen der Steuerstäbe. Eine allerletzte Sicherung, damit sie unter ihrem Eigengewicht in die aktive Zone fallen. Aber es ist zu spät. Offensichtlich sind die Kanäle zu jenem Zeitpunkt unter der enormen Hitze des überschäumenden Reaktors schon derart deformiert, dass sich die Stäbe verklemmen. Akimow bewegt entsetzt den Schalter für die Stäbe hin und her. Fassungslos muss er feststellen, dass die Absorberstäbe sich nicht bewegen. Viele Anzeigen der Instrumente stehen am Anschlag. Der Reaktor ist jetzt ohne Wasser. Dumpfe Schläge erschüttern den Leitstand. Die ersten Druckkanäle platzen. „Ich verstehe überhaupt nichts mehr“, brüllt Akimow verzweifelt. „Was ist das für eine Teufelei? Wir haben doch alles richtig gemacht?!“ An der linken Seite des Steuerpultes steht Chefingenieur Djatlow und streicht sich ratlos über den Bart. „Das

kann nicht sein...“, steht in seinem Gesicht geschrieben. Alle Hauptumwälzpumpen sind in Betrieb, aber die Zeiger der Lastanzeige liegen auf Null. Er fängt sich und befiehlt: „Der Reaktor muß gekühlt werden!“ Innerhalb weniger Sekunden ist die Wärmeleistung des Reaktors von 200 auf 530 Megawatt gestiegen, dann über 1.000. Und schließlich stehen die Anzeigen tief im roten Bereich weit über jeglicher Belastungsgrenze. Die aktive Zone des Reaktors beginnt zu glühen. Die Hüllrohre der Brennstäbe bestehen aus Zirkon. Dieses Material bewirkt, dass dem herausströmenden Wasser-Dampf-Gemisch Sauerstoff entzogen wird. Der nun entstehende Wasserstoff bildet mit Sauerstoff hochexplosives Knallgas. Es kommt zu einer infernalischen Explosion. Wissenschaftler vermuten später, dass nicht nur der Wasserstoff sich entzündete, sondern auch viele kleine Kernexplosionen in den zerschmolzenen Uranstäben dazu führte. Diese Explosionen seien nicht vergleichbar mit einer Atomwaffendetonation, aber immer noch gewaltig. Ein großer Teil des Brennstoffes, Reaktorgraphit und Teile der Reaktorkonstruktion werden durch die Explosion in die Umgebung geworfen. Aber auf der Höhenstandsanzeige der Steuerstäbe auf der Blockwarte des vierten Blockes sind die Zeiger, genauso wie auf der berühmten Uhr in Hiroshima, für immer stehengeblieben. Sie zeigen den Stand der Absorberstäbe von 2 bis 2,5 Meter auch noch an, als der Reaktor schon von einem Betonsarkophag umschlossen ist.

Doch nun setzt das bei den Männern im Leitstand, die die Katastrophe zu verantworten haben, das Leugnen ein. Es kann, es darf nicht sein, dass der Reaktor zerstört ist. Vielleicht sind nur die Dampfrohre explodiert? Akimow schickt zwei Lehrlinge in den Reaktorsaal, um die Absorberstäbe per Hand runter zu kurbeln. Ober Schutthaufen und zersplittertes Glas kämpfen sich die beiden vor. Doch wo vorher der Reaktor war, gähnt nun ein Schacht, aus dem rotes und blaues Licht erzeugt von einer infernalischen Strahlung flimmert. Diese verbrennt den beiden die Gesichter. Zerstört ihre Zellen. Gerötet wie von einem schweren Sonnenbrand kommen sie auf die Warte zurück. Doch hier glaubt ihnen niemand, dass der Reaktor zerstört ist. „Ihr habt nicht richtig hingesehen!“, verweigert sich Akimow ihrer Worte. Und obwohl immer deutlicher wird, dass unter dem Schuttberg der Reaktorhalle mehr zerstört sein muss als nur ein paar wasserführender Rohre, behaupten die Chefs der Atomanlage auch noch Stunden später bei einem Telefonat mit Moskau: „Der Reaktor ist intakt und wird gekühlt. Die Strahlenbelastung entspricht den Normen. Der kleine Brand ist gelöscht.“ Um 2 Uhr trifft der Kraftwerksdirektor Brjuchanow am Unglücksreaktor ein. Zusammen mit dem leitenden Ingenieur Fomin messen sie die Strahlenbelastung. Doch die Dosimeter des Kraftwerkes sind für derart hohe Werte nicht ausgelegt. Ihre Zeiger bleiben beim maximalen Ausschlag hängen. Und dieser viel zu niedrige Wert wird in Ermangelung geeigneter Geigerzähler als tatsächlicher Wert angenommen - und weiter gegeben. Keiner will das wirkliche Ausmaß der Katastrophe wahrhaben. Sie verleugnen die Wahrheit. Bei einer Sitzung verantwortlicher Leiter, die ab 10 Uhr am Samstagmorgen in Prypjat stattfindet und an der Brjuchanow teilnimmt, beruhigt dieser die Teilnehmer: es sei nichts Gefährliches passiert, das Leben in der Stadt müsse seinen normalen Gang weitergehen. Erst gegen Mittag an jenem verhängnisvollen Tag treffen die ersten Politfunktionäre und Ingenieure aus Moskau ein. Endlich wird mit geeigneten Dosimeter das wahre Ausmaß des Desasters erfasst.

Zu diesem Zeitpunkt liegen bereits die ersten Feuerwehrlaute und Kraftwerksingenieure im Sterben. Sie wurden in der Nacht in wenigen Augenblicken einer irreparabel tödlichen Strahlendosis ausgesetzt. Die Löscharbeiten in den oberen Räumen von Block 4 und auf den Dächern von Blocks 3 sowie des Zwischengebäudes wurden vor allem vom Trupp von Leutnant Kibjonok und von Leutnant Prawik, dessen Männer noch mit dem Löschen des Brandes im Turbinenhaus beschäftigt sind, durchgeführt. Die beiden jungen Offiziere und auch vier Feuerwehrlaute aus Kibjonoks Zug bezahlen ihren mutigen Einsatz mit dem Leben. Sechs schwarzumrandete Portraits erinnern an Leutnant Wladimir Pawlowitsch Prawik, Leutnant Viktor Michailowitsch Kibjonok, Nikolaj Wassiljewitsch Wastschuk, Wassil Iwanowitsch Ignatenko, Nikolaj Iwanowitsch Titjonok und Wladimir Iwanowitsch Tistschura. Alle sechs Opfer sind zum Zeitpunkt ihres Todes um die 20 Jahre alt. Prawiks Frau, eine Musiklehrerin, hat einen Monat vor der Reaktor Katastrophe ein Kind bekommen. Die Bilanz von Analol Mikejew, Chef des Brandwesens im Moskauer Innenministerium, wird später einmal lauten: „Die ersten 28 Feuerwehrlaute hatten 30 Brände zu bekämpfen, fünf davon auf verschiedenen Fluren; einige davon drohen das gesamte Kontrollsystem der Anlage zu zerstören. Fast alle der am ersten Einsatz Beteiligten sterben in den darauffolgenden Jahren. Zum Zeitpunkt der Katastrophe befinden sich 444 Personen in der Gesamtanlage. Die Brandbekämpfung dauert fünf Stunden; dabei sind insgesamt 240 Feuerwehrmänner mit 81 Löschaggregaten im Einsatz. Erwähnt werden muss der heidenhaft zu nennende Einsatz des Arztes Walentin Bjelokon, der in fast übermenschlichem Einsatz unter Mißachtung seiner eigenen Gesundheit die Verstrahlten und Verletzten versorgte.“

Leonid Toptunow und Alexander Akimow sterben in der Moskauer Klinik Nummer 6 am 11. Mai 1986. Sie versuchten mit bloßen Händen und bis zu den Knien in radioaktivem Wasser stehend, die Folgen ihres Hand-

lungen zu minimieren, indem sie Ventile aufdrehten, um den Reaktor zu kühlen. Vergeblich. Rückgängig machen konnten Sie es nicht mehr. Auch nicht mit ihrem Tod.

Djatlow wird 1987 zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. 1995 erliegt auch er der Strahlenkrankheit.

Und nun stehe ich vor dem Monster. Das so vielen Menschen einen grausamen Tod brachte. Und unermessliches Leid für noch viel mehr.

600.000 Tonnen Beton sollen die entfesselte Radioaktivität im Zaum halten. Bis der stählerne Hangar im Jahr 2016 hoffentlich fertig ist, der dann wieder für weitere 100, bestenfalls 200 Jahre halten soll. Was danach vor der Gefahr schützt, darüber macht sich heute niemand Gedanken.

Leise mahnend tickt der Geigerzähler.

Nach einigen Minuten im Regen mahnt unser Guide zur Weiterfahrt: „Jetzt geht es zu der Geisterstadt Pryvijat. Wir werden dort den Vergnügungspark sehen, und wenn Sie wollen, können Sie auf das Dach von einem Wohnblock steigen und von dort Fotos machen.“

Die Straßen hier sind noch weiter zugewachsen.

„Diese Brücke, über die wir gleich fahren, wird als Brücke des Todes bezeichnet. In der Nacht der Katastrophe und auch noch am nächsten Morgen kamen die Menschen von Prypjat hierher, darunter viele Kinder, um den Brand und die Löscharbeiten am Reaktor zu beobachten. Denn von hier aus hat man den besten Blick. Es muss ein wirklich reizvoller Anblick gewesen sein. Erst viel zu spät hat die Polizei die Brücke gesperrt. Die meisten von denen, die hier oben standen, starben später. Denn unglücklicherweise wehte der Wind die radioaktive Wolke direkt über die Brücke zur Stadt. Noch heute ist die Radioaktivität direkt unter der Brücke 3-400 Mal höher als normal.“ Eine marode Eisenbahnbrücke mit rostigem Geländer, auf der die Menschen ihr Leben für einen Blick auf den Reaktor gaben, denke ich. Niemand warnte sie. Niemand der damals dort oben stand, wusste um die Gefahr - die man nicht riechen, nicht schmecken, nicht fühlen kann.

Unter der Brücke verlief die Bahnstrecke nach Moskau, über die schon lange stillgelegt ist. Doch in jener Nacht der Katastrophe passierte ein Zug die Brücke. Alle Passagiere wurden kontaminiert. Und litten unter der Strahlenkrankheit, noch bevor sie Moskau erreichten. Wer sein Zugticket aufgehoben hatte, bekam eine Entschädigung. Wie hoch die ausfiel, verrät der Guide nicht. Und er sagt auch nicht, was jene erhielten, die ihren Fahrschein verloren hatten.

Kurz hinter der Brücke tauchen die ersten Gebäude auf. Ich bin erstaunt, schockiert, wie nah die Stadt bei dem Reaktor liegt. Es sind deutlich weniger als fünf Kilometer.

Die ehemals weite Promenade mit den Pappeln ist fast zugewachsen. Nur langsam bahnt sich unser Sprinter den Weg durch das Grün. Hinter dem Dickicht, hinter dem Dschungel erkennt man mühsam die Häuser. Innerhalb einer Stunde mussten die Bewohner ihre Wohnungen räumen. Dabei dachten sie alle, es sei nur eine vorübergehende Evakuierung. Und kein Abschied für immer. Als sie in die Busse stiegen, glaubten sie noch an eine Vorsichtsmaßnahme für den Fall, dass der Reaktor explodieren sollte. Dass sie längst Teil der Katastrophe waren, wussten nur wenige Funktionäre.

Plutos Reich entbehrt nicht einer gewissen Schönheit: wild, wuchernd, zügellos. Und dabei doch eine neue Ordnung generierend. So also sieht die Welt aus, wenn von einer Stunde zur anderen die Menschen verschwinden. Und die Natur wieder das Regiment übernimmt. Hier kann sich die Natur ungehemmt austoben. Hier holt sie sich gierig zurück, was ihr mit Heckenschere, Rasenmäher, Kettensäge und Pestizid genommen wurde. Eine morbide Schönheit, gewiss.

Auf dem Platz vor dem Hotel hält der Kleinbus. „Hier steht das Hotel von Privjat. Es ist aus Beton, daher ist es noch sicher. Die anderen Gebäude wurden zum Teil aus Backstein errichtet. Dieser saugt sich mit Feuchtigkeit voll und wird brüchig. Niemand weiß, wann die einstürzen werden. Sie haben eine halbe Stunde Zeit.“ Mit diesen Worten entlässt uns Maxim.

Alle Fenster sind eingeschlagen. Das Treppenhaus liegt voller Schutt, Dreck und Glasscherben. Auf jeder Etage steht noch ein meterhoher Blumenkübel mit dem vertrockneten Stumpf einer Pflanze. Die Farbe an den Wänden blättert großflächig ab. In eine leeres Glas, das ich extra mitbrachte, fülle ich einige der Farbsplinter, Glasscherben und kleine Mauerbrocken. Sie sollen mich an diesen apokalyptischen Ort erinnern. Ganz so, wie das Gläschen mit der grünlich schimmernden Trinitit-Glasschmelze vom Ground Zero, wo im Juni 1945 die erste Atombombe explodierte. Und wo ich vor einigen Jahren stand; an jenem Ort wo das Tor zur Hölle erstmals weit aufgestoßen wurde. Und wo ich den durch die Hitze der Kernexplosion zu Glas geschmolzenen Sand als Erinnerung - verbotener Weise - aufhob.

Hier, in dem verlassenem Haus in Prypjat, zwischen all dem Geröll, finde ich eine fünf Zentimeter lange Glasviole, verschlossen mit einem Korke. Darin die getrockneten Überreste von wohl eingetrockneter giftig-grüner Tinte, so vermute ich jedenfalls. Ein Kind hat damit vor 23 Jahren seine Gedanken zu Papier gebracht. Sich an der grünen Farbe erfreut. Die sein Schreiben abhob von dem Blau der Freunde. Für das Kind sicher etwas Kostbares. Etwas Besonders in einer Zeit, als es wenig gab. Erst Recht wenig von dem, was nicht unbedingt gebraucht wurde. Wenig von dem, wodurch man sich von den anderen abheben konnte. Worauf man stolz sein konnte. Ob das Kind über den Verlust weinte? Oder spürte es den Schrecken, der sich übertrug und sprachlos machte. Das Entsetzen geteilt mit den Eltern vor den Polizisten, den Soldaten und den verummten Männern in ihrer dunkelgrünen, gummierten Schutzkleidung, die mit Geigerzählern und unkenntlich hinter den schwerem Gasmasken, Geigerzähler vor sich haltend, durch die Straßen schritten, während man selber noch im hellen Sommerkleidchen mit kurzen Ärmeln ins Freie lief. Blieb überhaupt Zeit zu weinen, zu trauern, zu begreifen? Dass ein kleines Glasröhrchen mit grüner Farbe, auf das man sich so lange gefreut hatte, und das die Augen zum leuchten brachte, als es die kleinen Finger endlich umschlossen, nicht in der Tasche war, die die Eltern hastig packen mussten. Und in der so vieles - ja alles fehlte, was man kannte. Was man brauchte. Und vor allen Dingen, was man liebte. Und was einem vertraut war. 36 Stunden nach dem der Reaktor explodiert war, am 27. April 1986, begann die Evakuierung der 50.000 Einwohner von Prypjat.

Ab dem 2. Mai wurden die Einwohner von Tschernobyl, die 18 Kilometer entfernt lag, evakuiert. Und so gehe ich über die Stufen Stockwerk um Stockwerk höher hinauf. Höre das Lachen der Kinder, die über diese Treppe tobten. Spüre die schweren Schritte ihrer Eltern, als sie das letzte Mal Schritt for Schritt hinab schritten, den Koffer in der einen Hand, ihr geliebtes Kind an der anderen.

Schließich stehe ich im obersten Stockwerk. Das Dach ist undicht. Der Putz von der Mauerbrüstung der Dachterrasse liegt lose auf dem Beton. Aus dem grünen Meer unter mir ragen noch einige grau-rotbraun verfärbte Dächer empor. Wie Schiffe, die in den Fluten versinken. Geronnene Zeit. Und dahinter, am Horizont, mahnt der Reaktorblock 4 aus dem Regenschleier: „Vergesst nicht, es ist mein Werk. Ich, Pluto, habe mir mein Reich zurück geholt. Wie schön ist es doch ohne Euch!"

Aus dem gefliesten Boden bricht eine Birke heraus. Hier oben, im 7. Stockwerk. Unaufhaltsam. Nur die Decke in über 2,5 Meter Höhe, die sie gerade berührt, hält sie auf. Durch die glaslosen Fenster hat sie einen schönen Blick über Prypjat. Geradezu ein Logenplatz. Niemand scheint sie zu fragen, wovon sie sich ernährt hier oben. Von Beton und Regenwasser? Wie genügsam doch die Natur ist.

Hier triumphiert sie über das Sowjetreich. Auf dem höchsten Gebäude am Rand des Promenadenplatzes thront noch der Sowjetstern mit Hammer und Sichel. Das also ist eine Geisterstadt - von Menschen erbaut, von Menschen zerstört. Einst stand hier eine schöne Stadt, eine Vorzeigestadt. Es war ein Privileg, hier zu wohnen.

An die Hotelmauer malte ein Künstler mit schwarzer Farbe spielende Kinder. Wie ein Scherenschnitt - oder wie ein Schatten. Es erinnert mich an Hiroshima, wo die Menschen, die Kinder, in der Atomglut verdampften. Und an den Wänden und auf dem Asphalt nur ihre Schatten zurück blieben. Als letztes Mahnmal, dass hier ein Mensch im atomaren Höllenfeuer restlos verglühte: Shaddows on the Wall.

Maxim erzählt uns, was mit all den Möbeln in den Wohnungen geschah. Denn die Bewohner mussten sie ja zurück lassen: „Sie wurden alle gestohlen. Räuberbanden, aber auch die Arbeiter, die hier nach der Katastrophe ihren Dienst taten, kamen mit LKW, räumten Wohnung um Wohnung leer und verkauften die Einrichtung auf dem Schwarzmarkt in Kiev und anderen Städten.“

Keine Katastrophe ist groß genug, als dass damit nicht doch noch einige ein Geschäft machen.

Ich fühle mich wie bei einem Gang über einer Friedhof. Den Friedhof der menschlichen Eitelkeiten und Hybris. Und fühle die Gier, selbst über den Tod hinaus. Noch mit mit den Leichenteilen, den Trümmern, den radioaktiv verstrahlten Überresten lässt sich Geld verdienen. Und es findet sich immer jemand, der mutig, gierig oder verzweifelt genug ist, die verstrahlten Möbel aus den Häusern zu holen, um sie in einen LKW zu packen. Und sie ohne Skrupel in Kiev ahnungslosen Menschen zu verhökern.

Die Fahrt geht weiter Richtung Vergnügungspark. Das Grün auf der Straße wird immer unpassierbarer, bildet eine unsichtbare Mauer. Die letzten Meter müssen wir zu Fuß gehen: umgestürzte Baume versperren die Weiterfahrt.

Der Vergnügungspark ist Symbol für die ganze Tragik der Geschehnisse: Am Feiertag des 1. Mai 1986 sollte der Park offiziell eröffnet werden. Also fünf Tage nach der Katastrophe. Und vier Tage nach der Evakuierung der Stadt. Nie kreischte ein Junge ausgelassen in den Autoscootern. Nie hob eine der Gondeln des Rie-

senrades ein Mädchen über die Erde Richtung Wolken. Dabei war Pryviat eine Stadt mit jungen Paaren, das Durchschnittsalter betrug gerade einmal 26 Jahre. Viele der Bewohner hatten kleine Kinder. Die Arbeiter und die Ingenieure, die frisch von der Universität kamen, sie alle glaubten, in dem Atomkraftwerk eine sichere und vor allen Dingen außergewöhnlich gut bezahlte Arbeitsstelle gefunden zu haben.

Maxim warnt uns, nicht auf das Moos zu treten, das zwischen dem Asphalt herauswächst. Es ist hochgradig verstrahlt.

Das verrostete Riesenrad ist ein gutes Symbol für die Vergänglichkeit der Zeit. Für den Wunsch, sich über die Natur zu erheben. Aber auch für den Wunsch, seinen Kindern eine Zukunft voller Leichtigkeit, Spaß und Vergnügen zu bereiten - und sei es auch nur für einige Stunden. Die Motoren sind verrostet, das Plexiglas der Gondeln brüchig, die Farbe auf dem rostigen Eisen blättert ab.

Die elektrisch angetriebenen Autoscooter stehen im Freien, das schützende Dach der Anlage ist längst verrottet. Die Menschen brauchten Strom aus dem Kernkraftwerk, damit sie Strom für die Scooter, die Lampen, die Motoren hatten. Doch genau das, was ihnen nahezu unbegrenzt Energie verhieß, wendete sich gegen seinen Schöpfer. Und nicht nur gegen diesen. Nie wurden diese Maschinerie in Betrieb genommen.

Weitere Touristen erscheinen auf dem Vergnügungspark. Es kommt mir vor, als torkeln und taumeln sie wie benommen ziel- und orientierungslos über den Platz, auf dem das Moos und hohe gelbe Blumen sich ausbreiten. Dabei wollen Sie nur nicht auf die grünen Hot-Spots treten, wo die Pflanzen die Radioaktivität aus dem Boden ziehen und in ihren Blättern und Blüten anreichern. Dabei kann man Radioaktivität doch nicht sehen. Oder doch? Haben die hellgelben Flecken auf den Blütenblättern vielleicht doch ihre Ursache in der erhöhten Strahlung?

Die Menschen sprechen leise, wie auf einem Friedhof. Nur die Blätter der Pappeln rascheln leise im Wind. 2,0 Milliröntgen tickern im Geigerzähler.

Maxim ruft zur Weiterfahrt. Das Schwimmbad ist wahrscheinlich der am wenigsten verstrahlte Ort in Prypjat. Denn es wurde nach der Strahlenkatastrophe aufwendig dekontaminiert, was durch die abwaschbaren Kacheln relativ einfach war. Und bis zum Jahr 1997 wurde es von den Arbeitern auf dem Gelände noch benutzt. In der Vorhalle sind die Bodenbretter herausgerissen. Das Grün leckt durch die offenen Fensterrahmen und frisst sich durch Beton und Stahlgeländer. Auflösung und Zerfall wohin man blickt.

Lange schon ist das Wasser aus dem Pool geflossen, die hohen Fenster zersprungen, im Becken türmt sich Laub und Unrat. Der Drei-Meter-Turm ragt als Fanal aus der Szene. Und ein Scherzbold malte mit rot-schwarzer Farbe ein hageres Mädchen mit spinnendürren Armen und Beine auf die Poolkacheln, das mit schmalen Mund und einer riesigen Brille seine Stockangel das leere Becken taucht. Keine Freude, kein Sportsgeist ist in den wenigen Strichen ihres Gesichtes zu erkennen. Ich sehe darin Resignation. Sie ist sich der Sinnlosigkeit ihre Handlung bewusst. Und doch sitzt sie hier, gegen jede Vernunft - was sonst sollte sie auch tun? Was ist ihr geblieben?

Irritiert und verstört trete ich aus dem Hallenbad:

Der Sowjetstern hängt noch an der für immer erloschenen Straßenbeleuchtung, angebracht in zwei Meter Höhe.

Eine Telefonzelle, aus der niemand mehr telefonieren wird.

Und in den weißen Sprinterbussen, die wir passieren, sehe ich mutige Touristen.

Mit allem lässt sich Geld verdienen: Money makes the World go round!

Mittlerweile ist es 14.45, die Fahrt geht zurück.

Über die Brücke des Todes. Ein letzter, nachdenklicher und sich fest in mein Gedächtnis brennender Blick auf den Reaktor, den vor 23 Jahren die Menschen mit ihrem Leben bezahlten.

Unsere Tour führt uns noch durch den „Red Forest“, den „Roten Wald“ mit extrem hoher Verstrahlung. Fast alle der großen Bäume sind längst abgestorben durch die Radioaktivität. Anklagend recken sich die mächtigen grauen Stümpfe in den Himmel.

Maxim lässt uns ein letztes Mal Schauern bei der Fahrt durch den Wald: er hält den Geigerzähler aus dem geöffneten Fenster in den Wind und führt das Mikrofon an das Messgerät. Das Ticken überschlagt sich. *Da-für* haben die Touristen schließlich bezahlt.

„Bitte nicht die Fenster öffnen“, warnt er uns, während er langsam sein Fenster hochkurbelt. „Einige Hot Spots sind hier wirklich gefährlich. Es können bis zu 10.000 Miliröntgen direkt neben der Straße sein.“ Rehe stehen zwischen den Bäumen. Sie scheren sich nicht um die Gefahr. Sind sie doch hier sicher vor den Kugeln der Jäger - wahrscheinlich, denn vielleicht findet sich doch jemand, der ihr Fleisch in der Bessarabska-Markthalle in Kiew an Ahnungslose verkauft.

Unser Kleinbus passiert den ersten Kontrollposten für die Ausfahrt. Wir dürfen sitzen bleiben, während ein militärisch gekleideter Mann mit einem Geigerzähler um den Sprinter geht, ihn an und unter die Kotflügel haltend. Routinierte Langeweile spricht aus jeder Geste. Mit einem für mich bitteren Beigeschmack: Nur nichts finden, nur keine Aufregung erzeugen. Denn wenn sein Messgerät tatsächlich anschlagen sollte - oder er gar bemerken würde, dass es ausschlägt - gäbe es nur Ärger. Denn für viel Geld müsste das Fahrzeug dekontaminiert werden. Wenn es überhaupt das Gelände verlassen dürfte. Die Touristen müssten auf ein Ersatzfahrzeug warten. Es wäre ein schlechtes Image für den Veranstalter. Und es gäbe unglaubliche Malaise, Schwierigkeiten und lange Diskussionen. Schließlich am Ende etwas mehr Bakschisch. Und wenn der Geigerzählerschwinger gar seinen Vorgesetzten verärgert, der doch bei jeder Tour mit kassiert, dann wäre er ganz sicher seinen Job los. Und das kann und will er unmöglich riskieren. Und so schiebt er ohne Verve den Dosimeter ums Auto. Und nickt dem Fahrer anschließend flüchtig und routiniert zu: Alles in Ordnung. Wie jeden Tag. Bei jeder Fahrt.

„Etwas mehr Flexibilität, meine Herren! In zwei Minuten ist alles vorbei!“, an die Worte Djatlows, wie sie bei der Gerichtverhandlung über die Schuldfrage protokolliert wurden, muss ich unwillkürlich bei dieser Szene denken.

Wir erreichen den nächsten Kontrollpunkt. Alle Passagiere müssen den Wagen verlassen. Im Inneren des Gebäudes stehen mannshohe Geigerzähler, nicht unähnlich den Flughafen-Scannern. Gesicht, Bauch und Hände pressen wir gehorsam gegen Aussparungen in dem Gerät. Dann sollte eine grüne Lampe über uns aufleuchten, die jedoch nur der Wachmann sehen kann. Auch wenn sie rot flackern sollte, bliebe es mir verborgen. Nicht ohne Grund.

Die Schranke öffnet sich bei jedem. Wir können alle passieren. Dabei werde ich das Gefühl nicht los, dass diese Messung ebenfalls nur eine Farce ist, wie zuvor bei dem Wagen. Denn unser Guide Maxim, der stets vorne weg marschiert, und jeden Tag durch die heiße Zone fährt, bleibt während der Kontrolle im Sprinter sitzen. Um uns anschließend hinter dem Gebäude wieder einzuladen. Wieviel Ärger gäbe es wohl, wenn einer der Touristen sich verstrahlt hätte? Womöglich würden alle Touren verboten! Nicht auszudenken! Und da man Radioaktivität weder schmeckt noch riecht, und die Folgen geringer Verstrahlung auch erst nach Jahren Krebs entstehen lassen...

Auf der Fahrt zurück ist es still. Ein jeder von uns hat mehr gesehen, mehr erlebt, als man an einem Tag verarbeiten kann. Mitleid und Trauer. Ehrfurcht. Leid. Hybris. Gewalt. Vergänglichkeit. All diese Vokabeln gehen mir durch den Kopf, als wir den Kreisverkehr mit dem weißen Ei passieren, wohin mich schon vor einigen Tagen die Fahrt zu Anastasias 84-jähriger Großmutter führte. Auch sie musste ihr Haus nach der Katastrophe verlassen, durfte aber nach einige Wochen dorthin zurückkehren. Das Wasser in dem Brunnen, woraus sie ihr Trinkwasser schöpft, färbte sich in den Tagen nach dem Reaktorbrand schwarz. Dann erst wurde sie evakuiert. Doch nun lebt sie wieder in ihrem Haus, in dem sie auch geboren wurde. Ohne fließend Wasser. Mit einem Holzofen als einzige Heizung. Unter einem windschiefen Dach.

Im Zweiten Weltkrieg wurde sie als Zwangsarbeiterin nach Deutschland verschleppt. Doch das ist eine andere Geschichte...

2018 wurde das neue gebaute Zwischenlager für die Brennstäbe der verbleibenden Reaktorblöcke 1 - 3 in Betrieb genommen. Die Kosten betragen letztlich weitere 300 Millionen Euro.

Ende 2019 wurde der stählerne Sarkophag über die Reaktorrui ne geschoben - die größte bewegliche, von Menschenhand gebaute Konstruktion. Die Kosten beliefen sich auf über zwei Milliarden Euro. Dazu kommen jährlich 8 Millionen Euro für dessen Unterhaltung und Betrieb.

Am 16. Oktober 2020 lese ich, dass die japanische Regierung beschlossen hat, dass Millionen Tonnen radioaktiv verseuchtes Wasser, was nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima anfiel - und immer noch in gewaltigen Mengen anfällt, denn die Kernschmelze in den Ruinen muss weiterhin gekühlt werden - ins Meer geleitet werden darf. Die Kapazitäten sind erschöpft und man weiß einfach nicht mehr wohin damit. Bislang wurde die radioaktive Brühe in riesigen Stahltanks gelagert. Ein 26 Quadratkilometer großer See wie in Fukushima steht dort nicht zur Verfügung.

Vor Jahren erzählte mir mein ehemaliger Nachbar Dr. Wenzel Nürnberger von seinen Erlebnissen mit den krebserkrankten Kindern aus der Ukraine. Als Leiter der Kinderkrebsstation in Idar-Oberstein behandelte er viele von ihnen - zu viele -, die Jahre nach der Katastrophe an Leukämie erkrankten. Und die Dank der Spenden einer Hilfsorganisation nach Deutschland gebracht wurden. In ihrer Heimat konnten sich ihre Eltern die Behandlung nicht leisten. In keiner offiziellen Statistik über den Reaktorunfall tauchen diese armen Seelen auf. War doch ein direkter Zusammenhang von erhöhter Strahlung und ihrer Erkrankung nicht nachzuweisen. Oder wollte man es nicht nachweisen? Auch bei Reaktorunfällen stirbt die Wahrheit zuerst. Für Dr. Wenzel Nürnberger gibt es keine Zweifel wo die Ursache für das häufige Auftreten der Leukämie-Erkrankungen der Kinder liegt: Tschernobyl!

Thomas Brodbeck
Mainzer Str. 165
55743 Idar-Oberstein
T.: 0177.662 6613

08.11.2020